

Das Gleichnis als Kunstwerk: Referat

Das Gleichnis als Kunstwerk

Ich möchte ausgehen von einem Satz, der mir kürzlich zu Gehör gekommen ist und der mich hat aufhorchen lassen:

„Albert ist ein Riese“

Dieser Albert, den ich kenne und der hier anwesend ist, ist 1.61 m gross. Vielleicht, wie er mir gestern gesagt hat, unterdessen auch nur noch 1.60 m.
Ist die Aussage deshalb falsch?

Zwischen dem 1.61 m grossen Albert und dem Riesen besteht eine Spannung. Die Sprache gibt nicht die augenscheinliche Realität wieder. Die Aussage wirkt deshalb überraschend oder sogar verwirrend. Sie wirkt desorientierend oder schlicht unwahr. Bislang meinte ich zu wissen, dass ein 1.60 m grosser Mensch kein Riese ist.

Doch dann, wenn ich die Aussage nicht kopfschüttelnd quittiere, sondern mich darauf einlasse, dann eröffnet sie mir neue Einsichten, sowohl über Albert wie auch über den Riesen.

- Vielleicht sind Alberts riesigen bergsteigerische Leistungen gemeint,
- vielleicht seine Grenzerfahrungen zwischen Leben und Tod, seine tiefe Einsicht, dass „mehr dahinter ist“, wie er einmal sagte, die Kraft, die er von jenem „mehr dahinter“ bezieht. Usw.

Auch über den Riesen eröffnen sich mir neue Einsichten. Offenbar gibt es eine Art von Riesen, die nicht durch ihre Körperlänge definiert sind, sondern, eben, zum Beispiel durch ihre Geisteskraft...

Dieser Satz: „Albert ist ein Riese“, ist die Grundform einer Metapher.

Eine etwas komplexere Form von metaphorischem Reden findet sich bei Nelly Sachs, der deutsch-jüdischen Dichterin, von der wir kürzlich in einer TheologieBar gehört haben. In einem ihrer Gedichte finden sich die folgenden Zeilen:

„Frieden
Du grosses Augenlid
Das alle Unruhe verschliesst
Mit deinem himmlischen Wimpernkranz
Du leiseste aller Geburten“

In diesem Gedicht werden Dinge zueinander in Beziehung gesetzt, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben. Der Friede wird mit einem Augenlid verglichen, das sich schliesst, wenn im Schlaf alles zur Ruhe kommt.

Doch das Augenlid schliesst sich nicht über dem Augapfel, wo es normalerweise platziert wäre, sondern über dem Kosmos: die Wimpern des Augenlids umkreisen wie ein himmlischer Kranz die ganze Welt. So leise wie das Auge sich schliesst, so leise kommt der Friede zur Welt.

Wenn ich nun versuchen würde, zu erklären, was Nelly Sachs mit ihren Gedichtszeilen sagen möchte, dann würde ich mich wohl auf einen Holzweg begeben.

Es ist das Wesen von Gedichten, dass man nicht definitiv sagen kann, was sie bedeuten. Sie eröffnen einen unendlichen Horizont von Deutungen, einen Horizont, der nach vorne offen ist und auch nach innen.

Wie ich das verstehe, dass der Friede die leiseste aller Geburten sei, das ist extrem subjektiv, das versteht jede und jeder von uns verschieden.

Dasselbe gilt nach Meinung des Schweizer Autoren Max Frisch fürs Theater:

„Als Stückeschreiber hielt ich meine Aufgabe durchaus für erfüllt, wenn es einem Stück jeweils gelänge, eine Frage dermassen zu stellen, dass die Zuschauer von dieser Stunde an ohne eine Antwort nicht mehr leben können – ohne ihre Antwort, ihre eigene, die sie nur mit dem Leben selber geben können.“
(Max Frisch, nach Harnisch 158)

Und dasselbe gilt nun gemäss der Gleichnistheorie, die der Zürcher Professor für Neues Testament Hans Weder entwickelt hat und die ich hier präsentieren möchte, für die Gleichnisse Jesu: Sie sind gleichsam als Metaphern zu verstehen:

Die Grundstruktur einer Metapher ist ein Satz wie z.B.:

- Albert ist ein Riese
- Der Friede ist ein Augenlid

Viele Gleichnisse beginnen mit: „Das Himmelreich ist wie...“ - und nachher kommt eine kleine Geschichte

„Das Reich Gottes ist einem Senfkorn gleich, das einer nahm und in den Garten säte. Und es wuchs und wurde zu einem Baum, und die Vögel nisteten in seinen Zweigen.“
(Lk. 13, 18f.)

Und gleich anschliessend:

Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den eine Frau nahm und mit drei Scheffel Mehl vermengte, bis alles durchsäuert war.
(Lk. 13, 20f.)

In dem Ansatz, der das Gleichnis als Metapher versteht, wird nun darauf hingewiesen, dass zwischen dem Satzbeginn (Subjekt) „Das Himmelreich“ und dem Gleichnis dieselbe Spannung besteht wie zwischen

- Albert und dem Riesen
- Dem Frieden und dem Augenlid

Da werden Dinge zueinander in Beziehung gesetzt, die nicht wirklich zusammengehören. Es ist eine Spannung wie

- zwischen Himmel und Erde,
- zwischen dem Heiligen und dem Profanen
- zwischen der Welt Gottes und der sehr alltäglichen Welt Palästinas zur Zeit von Jesus.

Letztere ist eine kleine Welt der Fischer und Bauern. Das Inventar dieser Welt hat der deutsche Rudolf Bultmann (1884-1976) einmal so zusammengestellt:

„Der Stoff der ... Gleichnisse... umspannt einen weiten Kreis: das Haus und seine Bewohner(innen), seine alltäglichen Vorgänge wie das Salzen der Speise und das Kneten des Teigs, das Flickern des Kleides und das Füllen des Weines; das Lichtanzünden am Abend und das Suchen nach dem verlorenen Groschen. Ferner das Spiel der Kinder wie das Treiben der Erwachsenen; Saat und Ernte, Viehzucht und Fischfang, Arbeit und Fest, Unternehmungen, Prozesse und Kriege. So treten auf Reiche und Arme, Gläubiger und Schuldner, Herren und Sklaven, König und Kaufmann, Richter und Klienten, Pharisäer und Zöllner, Juden und Samariter. Bilder aus der Natur: das Wachsen der Saat, das Fruchtbringen des Feigenbaumes, das schwankende Schilfrohr, Hunde und Füchse, Tauben und Schlangen, der Blitz, der über dem Himmel flammt.“
(Bultmann, nach Harnisch 146)

Es ist also eine Welt, die einem auch heute noch ziemlich vertraut ist, auch wenn das Inventar, mit dem Jesus heute Gleichnisse erzählen würde, vermutlich noch um ein paar Dimensionen erweitert wäre. Vielleicht kämen darin auch Mondlandschaften, Milchstrassen, Autos und Flugzeuge, Atomkraftwerke und geheime Bankentransaktionen zur Sprache...
Aber allemal: Die Grundspannung der Gleichnisse würde damals wie heute die gleiche sein:

Bild von Weihnachtsinstallation: Krippe und Kosmos

Es ist diese Spannung, die die zentrale des christlichen Glaubens ist. Wir haben sie in der Weihnachtszeit in stets neuen Variationen gesagt und gesungen:

„Den aller Welt Kreis nie beschloss,
der liegt in Marien Schoss“

Die Spannung wird auf dem Weg von Weihnachten hin zu Karfreitag stärker, bis zu

- jenem Augenblick, wo der Vorhang im Tempel zerresse mitten entzwei, wie es in der Bibel dramatisch heisst.
- jenem Augenblick, wo Jesus mit einem Schrei stirbt und ein römischer Hauptmann sagt: Dieser Mensch war in Wahrheit Gottes Sohn.

Hans Weder sagt, die Ur-Metapher des christlichen Glaubens laute schlicht:

- Jesus ist Christus, also: der Messias, der Gesalbte Gottes.
- Das Kind in der Krippe ist wahrer Mensch und wahrer Gott.
- Der ohnmächtig am Kreuz hängende Jesus ist der Allmächtige,
- Der Tote ist der Auferstandene.

Dieselbe Spannung besteht nun eben auch in den Gleichnissen Jesu. Doch erscheint sie nicht so dramatisch-dogmatisch, nicht so pathetisch. Sie ist unauffälliger, stiller, leiser, überraschender und zugleich selbstverständlicher.

Man muss nicht an Jesus Christus glauben, um sich fürs Gärtnern und Backen zu interessieren. Und eben hier, nicht in besonders heiligen Räumen oder himmlischen Sphären, ist also die göttliche Welt zu finden.

Diese Botschaft erinnert an jene der grossen spanischen Mystikerin Teresa von Avila, die im Lieblingspruch von Patrick Schwarzenbach gesagt hat:

„Also, meine Töchter, es gibt keinen Grund zum Traurigsein; wenn auch der Gehorsam intensive äussere Tätigkeit abverlangt, dann wisst, dass, falls es sich um die Küche handelt, der Ewige auch zwischen den Kochtöpfen zugegen ist und uns bei unseren inneren und äusseren Tätigkeiten hilft.“ (Zeugnisse 204)

Das scheint schon einmal so etwas wie der Gehalt der Gleichnisse zu sein: Der Ewige ist uns im Alltag nahe.

Doch möglicherweise ist damit noch nicht alles gesagt. Schauen wir uns die beiden Gleichnisse noch einmal genau an:

Das Reich Gottes ist einem Senfkorn gleich, das einer nahm und in den Garten säte. Und es wuchs und wurde zu einem Baum, und die Vögel nisteten in seinen Zweigen. (Lk. 13, 18f.)

Das Senfkorn galt in der Antike als das sprichwörtlich kleinste Samenkorn. Der Same des schwarzen Senfs (*Brassica nigra*) hat gerade mal einen Durchmesser von ca. 1-1,5 mm und ein Gewicht von gerade mal 1 mg.

Dieses Korn soll gemäss dem Gleichnis nun auswachsen zu einem Baum, in dessen Zweigen die Vögel nisten. Die Senfstauke wächst in Wirklichkeit aber nur etwa in eine Höhe von 1.5 m, bei idealen klimatischen Bedingungen können es 2.5 m sein.

Jesus übertreibt also. Und diese Übertreibung beruht nicht auf gärtnerischer Unkenntnis. Sondern auf Bibelkenntnis:

Der Baum, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten, das ist in der Bibel der mythische Weltenbaum. Beim Propheten Daniel zum Beispiel heisst es von diesem Baum:

„Ich schaute, und sieh, ein Baum, im Mittelpunkt der Welt, und seine Grösse war gewaltig! 8 Der Baum wuchs und wurde stark: Sein Wipfel reichte bis an den Himmel und seine Krone bis ans Ende der ganzen Erde. 9 Seine Blätter waren schön, und er trug reiche Frucht, und Nahrung war an ihm für alle. Die Tiere des Feldes suchten Schutz unter ihm, und in seinen Zweigen wohnten die Vögel des Himmels, und von ihm ernährte sich alles Fleisch.“ (Dan. 4, 7-9)

Also aus dem sprichwörtlich kleinsten Samen wird nicht nur eine stattliche Staude, sondern der mythische Weltenbaum, der bis an den Himmel und bis an die Enden der Erde reicht.

Das scheinbar etwas bescheidene Gleichnis, das einen staunen lässt, dass Gott in der Welt der Samen und Körner, der Blumen und Stauden präsent sein soll, dieses Gleichnis hat es also plötzlich in sich. Es sprengt den alltäglichen Vorstellungsrahmen und weitet das Bewusstsein bis an den äussersten Rand des Universums.

Schauen wir, was uns im anderen Gleichnis erwartet:

Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den eine Frau nahm und mit drei Scheffel Mehl vermengte, bis alles durchsäuert war. (Lk. 13, 20f.)

Auch hier sind zunächst die Verhältnisse überraschend: Was in der Zürcher Bibel mit Scheffel übersetzt ist, ist ein Sat, ein in der Antike handelsübliches Getreidemass von immerhin 13, 13 Liter.

Drei Sat, also etwa vierzig Liter sind für einen bäuerlichen Haushalt eine stattliche Menge. Man könnte damit ca. 150 Menschen sättigen.

Diese ganze Menge wird von einem einzigen unansehnlichen grauen Sauerteig in ihrer Qualität völlig verändert.

Doch das ist noch nicht der entscheidende Punkt. Mit dem Sauerteig verband sich die Vorstellung der fäulniserregenden Kraft des gärenden Teigs, man durfte ihn im kultischen Zusammenhang nicht verwenden, später wurde er im übertragenen Sinn zur Metapher für sittliche „Fäulnis“, für moralischen Zerfall.

Der Apostel Paulus, bekanntlich moralisch viel strenger als Jesus, sagt an einer Stelle:

„Wisst ihr nicht, dass ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert? Schafft den alten Sauerteig weg, damit ihr ein neuer Teig seid; ihr seid doch Ungesäuerte!“ (1. Kor. 5, 6f.)

Auf diesem Hintergrund wirkt das Gleichnis Jesu geradezu schockierend. Ausgerechnet das Unreine, Fäulniserregende wird hier mit der göttlichen Welt verglichen, die die Welt, die Materie, das „Fleisch“ durchdringt wie ein bisschen Sauerteig das Mehl.

Dieses Element der Überraschung bis hin zum Erschrecken und Schockieren wird uns bei den Gleichnissen immer wieder begegnen. Der 2005 verstorbene französische Philosoph Paul Ricoeur spricht in diesem Zusammenhang – ausser von Schock – von

- Impertinenz: Ungehörigkeit, Frechheit, Unverschämtheit
- Extravaganz: Überspannung, Übertreibung, Verstiegenheit

Wir können, dürfen und müssen uns also auf ein paar Überraschungen gefasst machen! Das gilt besonders bei den Parabeln, den grossen Gleichniserzählungen wie dem Verlorenen Sohn, dem Barmherzigen Samariter, dem Schalksknecht oder den Arbeitern im Weinberg.

1 Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. 2 Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg.

3 Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, 4 und er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben. 5 Sie gingen hin.

Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe.

6 Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten? 7 Sie sagten zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg!

8 Es wurde Abend und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten. 9 Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. 10 Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar.

11 Als sie ihn erhalten hatten, beschwerten sie sich beim Gutsherrn 12 und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben. 13 Er aber entgegnete einem von ihnen: Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? 14 Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. 15 Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin?

16 So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

An dieser Geschichte lassen sich viele Gesetze der „einfachen Formen“ aufzeigen:

- Kleines Bühnenstück mit drei Akten: Einstellung der Arbeiter (V. 1-7) / Aufbau der Spannung: Lohnauszahlung (V. 8-10) / Konflikt und Lösung (V. 11-15)
- Typisch für diese „einfachen Formen“: Dreistundentakt.
- Durchbrochen: die letzten arbeiten nur 1 h!
- Reduktion der Akteure: sogenanntes dramatisches Dreieck: Hauptfiguren: Ganztagsarbeiter / Nebenfiguren: Tagelöhner, die später kommen / Souverän der Handlung (Chef): Gutsbesitzer

„Impertinenz“ / „Extravaganz“ / „Schock“ / „Skandal“ / „Pointe“:

Das merkwürdige Verhalten des Gutsherrn, dass er den zuletzt Gekommenen gleich viel gibt wie den zuerst Gekommenen.

Man versteht den Protest derer, die den ganzen Tag gearbeitet haben: Das proportionale Verhältnis von Leistung und Lohn wird gebrochen!

Der Ärger ist nicht durch die Grosszügigkeit ausgelöst, sondern durch die Unverhältnismässigkeit der Grosszügigkeit: Wenn jene, die länger gearbeitet haben, proportional mehr erhalten würden, dann wäre alles gut! Der Gutsherr handelt willkürlich, und es ist eben dies, was die Ohnmächtigen zornig werden lässt.

Ich habe keine Lösung: Die Aussage: „Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir“ ist willkürlich, und sie klingt wie eine Entlassung derer, die treu den ganzen Tag gearbeitet haben.

Sie klingt, zum Beispiel, wie die Willkür, mit der der verlorene Sohn vom Vater empfangen wird – mit einer Mega-Party, während der ältere, zuhause gebliebene nie auch nur ein kleines Fest mit seinen Freunden feiern durfte.

Es würde für einen Theologen naheliegen, jetzt zu sagen, der Weinberg sei das Gottesreich, die Ganztagsarbeiter seien die Frühberufenen, die anderen die Spätberufenen oder irgendwie so.

Doch dann wäre alles erklärt, und die eigene Kreativität gleichsam mit theologischem Ritalin ruhiggestellt. Stattdessen möchte ich schliessen mit einem Zitat des grossen deutschen Dramatikers und Lyrikers Berthold Brecht, der das Spielerische betont, das m.E. im Umgang mit Gleichnissen ebenso bedeutsam ist wie beim

Besuch eines Theaterstücks:

„Damit auf spielerische Weise das Besondere der vom Theater vorgebrachten Verhaltensweisen und Situationen herauskommt..., dichtet das Publikum im Geist andere Verhaltensweisen und Situationen hinzu und hält sie, der Handlung folgend, gegen die vom Theater vorgebrachten. Somit verwandelt sich das Publikum selber in einen Erzähler.“ (Berthold Brecht, nach Harnisch 154)

Ein wunderbares Beispiel, in dem ein Leser selber zum Erzähler wird, ist der 10-jährige Klaus Marion. Er hat das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg mit folgenden Worten nacherzählt und weitergeschrieben:

„Der Hausherr brauchte wieder Leute für seinen Weinberg. Doch als er am Morgen zum Markt ging, war kein Arbeiter dort. Auch als er zum Mittag nochmals hinging, war auch kein Arbeiter da. Als er am Abend nochmals ging, waren sehr viele Arbeiter da. Den Grund merkte er bald. Alle Leute waren am Abend gekommen, um eine Stunde für einen Denar zu arbeiten. Der Besitzer nahm alle mit. Aber er gab ihnen nur zehn Pfennig Lohn. Jetzt kamen die Arbeiter immer morgens.“

(Klaus Marion, ca. 10 Jahre alt)

*Manuskript zum Vortrag am 11. Januar 2012 in Zürich-Schwamendingen
Andreas Fischer*